

Auszug aus „Hausroman“

Roman

Was ein Haus erzählt: vom Leben unter einem Dach, zwischen Wänden und Türen. Und mit den Menschen geht auch die Liebe ein und aus.

Da ist zum Beispiel Konrad, er ist Architekt: Als er mit Dora einzog, war sie schwanger, elf Jahre später verließ sie ihn, mit der gemeinsamen Tochter Katharina. Mit sechzehn zieht sie wieder zu ihm, er füllt den Kühlschrank auf. Und er holt das Modell der idealen Wohnanlage hervor, an dem er in den Jahren der Einsamkeit gebaut hat. Konrad sieht nicht, wie seine Tochter vor seinen Augen verschwindet, weil sie nichts isst. Er sieht aber auch Marie nicht, die Ärztin aus dem Mezzanin, die sich in ihn verliebt und Katharina nach ihrem Zusammenbruch findet.

So wie diese Geschichte öffnen sich auch alle anderen Geschichten, die dieses Haus erzählt, von zwei Seiten, wie Türen, die von einem Raum zum anderen führen.

„Hausroman“ wurde 2012 im Residenz-Verlag veröffentlicht.

Kapitel 6, Sapiens Sapiens (Anfang)

Einmal war da einer, der zeigte mir Wüsten und Meeresengen, tief eingeschnittene Täler, rot und grau gestreifte Canyons, Landzungen, die von Mittelmeerkiefern und hartlaubigem gelbem Ginster bewachsen waren, Bäche, zu türkis schimmernden Mäandern gefroren, endlose Grasbahnen und Distelfelder, den dichten mitteleuropäischen Mischwald vorindustrieller Jahrhunderte. Vor allem bot er mir neue Horizonte, aus gezackten Gipfeln, aus sanften Hügelbändern mit niedrigem, verfilztem Buschwerk, oder Sanddünen, die das Licht je nach Tageszeit anders einfärbte, alles, was mir nur vom Hörensagen vorstellbar war, ohne je gesehen zu haben. In gewisser Hinsicht zeigte er mir mehr als sonst jemand und beschenkte mich über die Maßen. Womit? Mit Gegenden ohne Menschen. Mit der Idee, dass sie dort die längste Zeit nichts als Randscheinungen waren, dass sie sehen mussten, wie sie überlebten, vergleichsweise schlecht ausgestattet, dort, wo sie die längste Zeit mit nichts anderem beschäftigt waren. Orte, an denen sie nichts zu sagen und die sie nicht geschaffen hatten. Man weiß, wie es weiterging.

Nun, er ist nur ein Kind, genaugenommen ein Pubertierender, nicht unbeliebt bei seinesgleichen. Noch kichern die Mädchen über seine großen Schaufelhände, seinen unbewegten Blick, der sie höchstens streift und sogleich fallen lässt. Sie kichern ja, weil er sie in Gedanken beschäftigt, sie kichern nervös, keineswegs verächtlich, und

wissen nicht recht, ist er ein Spinner oder einer, der ein entdeckenswertes Geheimnis hat. Das Pendel schlägt einmal in die eine, einmal in die andere Richtung aus, wenn sie nach den Treffen zum Mathematiklernen zu zweit oder zu dritt im Stiegenhaus über ihn tratschen, dabei Haarsträhnen um die Finger wickeln, einander belauern und scharf beobachten, wenn eine von ihnen eine Bemerkung über ihn fallen lässt. Obwohl sein Körper dabei ist, das Kindsein ziemlich energisch abzustreifen, legt er nicht viel Wert darauf, was die Mädchen von ihm halten, das ist ein unschätzbare Vorteil.

Er hätte allen Grund zu hoffen, aber seltsamer Weise tut er es kein bisschen. Er schließt die Augen, atmet tief ein wie vor einem Sprung, versucht sich zu konzentrieren. Seine Stirn ist hoch und rund, die Wangen haben noch die rundliche Frische, die er hasst, aber die markante Nase zeigt schon ein wenig fettigen Glanz, und seit ein paar Wochen räuspert er sich in einem fort. Das mausfarbene Haar ist wuschelig und wächst in alle Richtungen, er beachtet es einfach nicht mehr, was seiner Mutter auch wieder nicht recht ist. Sie kann nicht aufhören, ihm in die Haare zu greifen, obwohl er eine richtig gute Technik entwickelt hat, sich unter ihrer Hand wegzuducken. Seit kurzem ist er größer als sie, trotzdem funktioniert das noch ganz hervorragend. Er setzt dazu ein Kinderlächeln auf, das sie für einen winzigen Moment innehalten lässt, vernarrt, wie sie ist in diese Kindernummer, dann macht er mit Schultern und Kopf eine flinke Drehbewegung zur Seite und weg ist er, und sie ist enttäuscht. Das Räuspern und Kieksen hat bei diesem blöden Spiel auf einer Party begonnen, als man sich selbst beschreiben musste, ohne das Wort „ich“ zu verwenden, was ihn derart irritierte, dass er die Anweisungen zum nächsten Spiel, irgendeine Geschicklichkeitssache, bei der er viel bessere Chancen gehabt hätte, komplett durcheinanderbrachte und sich bis auf die Knochen blamierte.

Jetzt muss er sich aber zusammenreißen. Wenn er ständig an etwas anderes denkt, kann er sich nicht konzentrieren, und sie zeigen sich nicht. Er braucht sie aber. Es sind immer dieselben. Anstelle einer Hoffnung hat er sie.

Weite, zunächst muss er sich nichts als die Weite einer noch vagen Landschaft vorstellen. Das ist nicht so einfach, wie es sich anhört. Dazu braucht man einen langen Atem, und man darf die Nerven nicht verlieren. Schon die leiseste Ablenkung führt dazu, dass man sich an irgendeiner Einzelheit festbeißt, und dann ist das Ganze verdorben. Wenn Linus schließlich die Augen öffnet, ist da nichts anderes als sein Zimmer, das in Richtung Innenhof liegt, mit dem zerkratzten Parkett und den hohen, gelbstichigen Wänden, der Verputz da und dort abgeblättert, und dem weit verzweigten Philodendron, den die Vormieter dagelassen haben. Wenn gegen Abend für kurze Zeit

die Sonne in den Raum fällt, zeichnen die großen Blätter bizarre Schatten auf den Boden, die ihm dabei helfen, sich zu konzentrieren. Gegenüber der Fensterseite das Poster mit dem Weltmeister im Einradfahren und der Riss in der Mauer, der sich von der Zimmerdecke herunterzieht und genau im Kopf des ernst dreinblickenden Champions scharf nach links abbiegt. Die Weite ist das Wichtigste, besonders am Anfang. Sie fordert nicht nur Vertiefung, sondern auch Fantasie. Der Horizont darf keinesfalls immer gleich aussehen, die Gruppe zieht ja herum, Wetter und Jahreszeiten ändern sich. Dies ist keine Fantasy-Welt, kein fremder Planet mit rotem Gewölk und erfundenen Formen, nein, dies ist unsere gute alte Erde vor rund 150.000 Jahren, als Horden unserer Vorfahren die ausgedehnten Grassteppen des afrikanischen Kontinents durchstreiften und sich allmählich nach Norden vorschoben.

Bevor Linus mit seiner Mutter hierher zog, wohnten sie ein Stück außerhalb der Stadt, ziemlich genau in der Einflugschneise. Mit sieben kannte er alle Linien, die den Flughafen anfliegen. Seitdem war er zu viel unterwegs gewesen, um noch vom Fliegen zu träumen. Seine Mutter liebt Fernreisen, obwohl sie nicht viel Geld haben. Ein paar Mal besuchten sie jemanden, der für eine Firma nach Hongkong gezogen war und ihnen den Flug bezahlte. Aber Asien ist billig, jedenfalls dort, wo sie hinfahren. Sie waren außerdem schon auf Bali und in Malaysia, in Nepal, Thailand. Letzten Sommer waren sie sogar in New York, wo seine Mutter einen Kurs besuchte, er weiß nicht mehr, was für einen, etwas mit Heilung. Seit einem halben Jahr wohnen sie jetzt mit Sonja zusammen, die ganz in Ordnung ist. Sie ist Lehrerin für ziemlich anstrengende Kinder und Jugendliche mit irgendwelchen Defiziten, was den Vorteil hat, dass sie nicht an ihm herumziehen will. Sie kochen öfter zusammen oder backen Brot, und wenn Linus Koriandersamen und Anis im Mörser zerkleinert oder Sesam röstet, während Sonja vor sich hin summend den Teig in die Länge zieht und mit einem Schmatzen auf die Arbeitsfläche klatscht, nimmt er an, dass er ihr überaus geschickt und klug erscheint. Das versetzt ihn in gute Laune, weil es ganz ohne Anstrengung geht. Und sie riecht so gut. Wenn sie fernsehen, sitzt er gern neben ihr, atmet tief ein und hält heimlich die Luft an. Neulich hat er ihr Parfumfläschchen im Badezimmer aufgeschraubt, um überrascht festzustellen, dass das Parfum allein ihren Geruch nicht ausmacht. Von der Seite betrachtet ist Sonja hübscher als von vorne, mit ihrer kleinen geraden Nase und den vollen Lippen. Mit seiner Mutter verträgt sie sich gut. Sie kennen einander von irgendeinem Kurs her. Sie behandelt ihn mit leicht koketter Herablassung, aber freundlich, freundschaftlich sogar, eine Mischung, die ihn manchmal ganz stumm und steif werden lässt. Zum Glück fällt das nicht auf. Jetzt aber ist Rakesh da, den Sonja letztes Jahr auf einer Reise kennengelernt hat. Seitdem ist alles, was sie sagt und tut, selbst wenn sie

Zwiebeln schält oder durch die Fernsehkanäle zappt, irgendwie auf ihn ausgerichtet. Sie bewegt sich anders, hat einen anderen Tonfall und schaut anders, als wäre ihre gesamte Aufmerksamkeit an der Hautoberfläche gesammelt, darunter immerzu ein leises Schwirren, Gurren und Lauern, etwas wie ein dauerndes Kitzeln im Hals, die Bereitschaft, loszulachen oder die Arme um Rakesh zu werfen und ihn entzückt anzustarren, als wäre er ein Prinz, der durch das Reiben von Aladins Wunderlampe hierher gezaubert worden ist, und als sähe sie ihn gerade jetzt zum ersten Mal. Ob Rakesh das gefällt, ob er es überhaupt bemerkt, kann Linus nicht sagen. Zum ersten Mal beobachtet er Verliebtsein aus der Nähe, und es kommt ihm nicht mehr so abgrundtief dumm vor wie noch vor kurzem, eher beunruhigend. Wenn Sonjas Seele unter der Haut herumzappelt und nach Rakesh giert, dann ist die von Rakesh irgendwo tief in seinem Inneren zusammengerollt und späht von einem sicheren Ort aus nach draußen, so würde Linus den Unterschied beschreiben. Aber das ist Blödsinn, denkt er im selben Augenblick, viel zu sehr davon beeinflusst, wie seine Mutter es sähe, die sich gerne mit Wiedergeburt, Karma und anderem Seelenzeug beschäftigt.

„Bin gespannt, wie lange das dauert“, sagt sie, fast täglich kommt etwas in der Art, obwohl sie nett zu den beiden ist, fast zu sehr, findet Linus. Von Rakesh ist sie angeatan, sie scheint zu glauben, weil er aus Indien kommt, muss er schon deswegen von außergewöhnlicher Weisheit und Seelentiefe sein. Rakesh schwingt aber keinerlei weise Reden, tut überhaupt nichts Besonderes, was Linus' Mutter in ihren positiven Vermutungen noch bestärkt. Vielleicht ist es nur Sonjas Schwirren und Flattern, das Rakesh auch in den Augen der Mutter zu einem exotischen Wesen macht. Linus sieht sie von der Seite an: groß, knochig um Schultern und Hüften, hellbraunes, glattes, in der Mitte gescheiteltes Haar, in das sie sich fasst, wenn sie unsicher ist, sehr helle, runde, müde Augen. Unter der Iris ein kleiner Streifen Weiß, das ist bei ihm genauso. Wenn er sie anspricht, ist es manchmal, als würde sie ein wenig unwillig auftauchen, aus einer ihm nicht zugänglichen Welt, und sie blinzelt für einen Moment, um sich wieder zurechtzufinden. Dabei hat sie nur an den Fingernägeln gekaut oder ihre Haarspitzen mit der Nagelschere geschnitten. Man müsste sie beschützen, und selbst wenn sie gerade in guter Stimmung ist, scheint sie immer ein wenig empört oder traurig darüber zu sein, dass das nicht geschieht. Ist sie hübsch? Er weiß es nicht. Sowohl er als auch sie selbst sind im Grunde ihres Herzens davon überzeugt, dass ihretwegen niemals irgendjemand so ins Flöten geraten könnte. Das ist keine Gemeinsamkeit von der Art, die Menschen einander näher bringt. Früher fühlte sich Linus immer irgendwie erhoben, wenn ihn seine Mutter ins Vertrauen zog und ihn lobte, dass man „beinah wie mit einem Großen“ mit ihm reden könne. Über das „beinah“ kam er hinweg, wenn sie den Arm um ihn legte und ihn ihren großen Schatz und Ähnliches nannte, belangloses Ge-

rede, das aber schmeckte wie heißer Kakao mit Schlagobers vor dem Zubettgehen. Aber er mag mit seiner Mutter nicht über Sonja und Rakesh reden. Er weiß gar nicht, wogegen sich sein Unwillen richtet, ob er sich nicht womöglich als Grundgefühl in ihm festsetzt. Sonst hat sich nicht viel geändert, alle in der Wohnung vertragen sich. Überhaupt ist es okay hier, findet Linus, die Schule ist besser als die alte, sein Zimmer ist groß, seine Mutter nervt nicht mehr ständig, dass er hinaus an die frische Luft gehen soll. Sie sind mitten in der Stadt, und es gibt keine frische Luft, jedenfalls nicht so, wie sich das seine Mutter vorstellt. Wenn er heimkommt, ist fast immer Rakesh da, der Linus als Gesprächspartner jedenfalls sehr viel lieber ist als seine Mutter mit ihrem „Wie-war-es-denn-in-der-Schule-Schatz“. Neulich hat er in Sozialkunde gelernt, was ein Ritual ist. Sie sollten Beispiele aus ihrem Leben finden. Linus kamen viele in den Sinn, aber die konnte er nicht anführen.

„Geht so“, antwortet er meist.

Vorhersehbar, was dann folgt: „Was heißt geht so? War dir langweilig, hat dich etwas interessiert, hattest du Spaß, hast du dich geärgert?“

„Von allem etwas, Mama.“ Der Kinderblick, den er verzweifelt versucht, zieht dann meist nicht mehr. Warum zum Teufel gibt er ihr nicht einfach, was sie will, erfindet irgendetwas, biegt irgendeinen Vorfall aus dem Unterricht oder einer Pause in eine muttergemäße Episode um, das ist doch nicht so schwer. Er kaut auf seiner Unterlippe, bis er einen Tropfen Blut schmeckt. Während dieser Küchengespräche tut seine Mutter meist irgendetwas, starrt angestrengt auf den Bildschirm ihres Laptops oder hantiert mit Lebensmitteln. Heute schneidet sie Karotten und Lauch. Die Klinge saust so schnell auf das Gemüse nieder, dass Linus nur ein silbriges Zickzackmuster sieht, das den Händen der Mutter zu entspringen scheint. Er bewundert ihre Technik. „Wo hast du eigentlich so gut Gemüseschneiden gelernt?“

Die Mutter seufzt, schaut in den Topf mit dem siedenden Wasser. „Und wie war es mit den anderen?“ Wie seine Mitschüler, die sie meint, zu ihm stehen, interessiert sie am meisten, mehr als Lehrer, mehr als Noten, mehr als das, was Linus interessiert und wen Linus mag. Er versteht nicht wieso. Er merkt aber, dass sie die ersten Fragen nur stellt, um eine unauffällige Einleitung für ihre Hauptfrage zu finden. Er macht sich steif.

„Seit wann muss ich dir jedes Wort aus der Nase ziehen? Du bist doch sonst nicht so und“ –

Und so weiter und so fort. Was meint sie mit „sonst“? Wieso lässt sie ihn nicht in Ruhe? Nachzufragen würde nur eine weitere Runde provozieren. Vielleicht sollte er sie lieber fragen, seit wann sie so ist. Aber auch das hätte keinen Zweck, sie würde es nicht als Frage verstehen, sondern den Gegenangriff wittern. Er ärgert sich über den geschwätzigsten Trottel, der er bis vor kurzem ja tatsächlich war, ein Bubi, das seiner

Mama jede Kleinigkeit erzählte, jedenfalls zu viel. Solange er das tat, war zumindest mehr in Ordnung als jetzt. Aber die richtige Mischung zwischen Erfundenem und Wahrheit will in letzter Zeit nicht mehr recht gelingen, immer erwischt er von dem einen zu viel oder von dem anderen zu wenig. Er weiß nicht, woran es liegt. Ist es der Umzug, ist es die neue Klasse, mit der es eigentlich recht gut läuft? Warum sagt er ihr das denn nicht? Dann gäbe sie vielleicht einmal Ruhe. Oder verbringt er doch zu viel Zeit mit der Gruppe? Doch sie brauchen ihn ja. Ohne ihn würden sie gar nicht existieren. Ihm gefällt der Gedanke, dass er sie nur in bestimmten, von ihm exakt festgelegten Situationen trifft, es gefällt ihm, sich dabei jeder Einzelheit zu widmen, von der Wolkenstimmung am Himmel bis zu den Haarsträhnen, die dem Kleinsten ins Gesicht fallen, der Position, die jedes Gruppenmitglied einnimmt, angewinkelte und ausgestreckte Arme, die Neigungswinkel der Körper, die Blickrichtung, der Gesichtsausdruck, Gegenstände, Kleidung, Werkzeuge, all das Zeug, das man braucht, damit die Sache echt wirkt. Und am meisten gefällt ihm die Vorstellung, dass die fünf Auserwählten dann da draußen in einer Parallelwelt oder in irgendeiner Vergangenheit ihr Leben weiterleben, weil ausgerechnet er es in Gang gesetzt hat. Es bedarf ziemlicher Ausdauer, alles im Gedächtnis zu behalten. Ab und zu fertigt er Skizzen an, zum Beispiel um sich eine bestimmte Körperhaltung besser vorstellen zu können, oder er zeichnet eine Waffe, ein Werkzeug, eine Pflanze aus einem Buch ab, um sie dann in seiner Vorstellung richtig in das Ganze einzufügen. Das Endergebnis, die gesamte Szenerie, in der er die fünf dann arrangiert, hat er noch nie festgehalten. Gäbe er sich Mühe, könnte er es, es heißt, er sei ein hervorragender Zeichner. Aber irgendetwas sagt ihm, dass die Sache besser funktioniert, wenn er sie so weit wie möglich in seinem Kopf abhandelt.

Die Stunden mit Rakesh sind oft die angenehmste des Tages. Sonja und Linus' Mutter arbeiten meist noch, und der niederländische Austauschstudent, an den sie das fünfte Zimmer für ein paar Monate vermietet haben, ist selten da. Bei Rakesh gibt es kein Nachfragen, für ihn muss er sich keine Antworten einfallen lassen. Er hat auch keine Vorstellung, was Rakesh gerne hören würde. Nach seiner Ankunft saß Rakesh oft wie betäubt in der Küche herum, wenn Sonja in der Arbeit war, ohne dass er irgendetwas anfasste außer das Radio, an dem er alle paar Minuten einen anderen Sender einstellte, tippte andauernd in sein neues i-Phone, ein Geschenk von Sonja, um das ihn Linus höllisch beneidete, und warf hin und wieder schnelle Seitenblicke auf Linus, wenn er meinte, dieser bemerke es nicht. Aber gerade seine anfängliche Schüchternheit und Schwäche machten es für Linus viel einfacher, mit ihm Freundschaft zu schließen. Themen fanden sich mühelos, das Handy, diverse Apps, Lieblingsseiten, Lieblingsmusik und immer wieder die deutsche Sprache. „Du bist jetzt mein Lehrer“, befand Rakesh am dritten oder vierten Tag, und Linus freute sich darüber. Rakesh ist genau

zehn Jahre älter als er. „Wenn du siebzig bist, werde ich achtzig sein, also sind wir dann beide alte Männer“, sagt Rakesh, lacht lautlos, indem er den Mund beiläufig verzieht, was sehr lässig aussieht. Vor ihm auf dem Tisch liegt ein Grammatikheft, die Seite mit den Konditionalsätzen ist aufgeschlagen. Linus übt dieses fantastische Nebenbeilächeln vor dem Spiegel, aber es wird nichts daraus. Vielleicht liegt es an Rakeshs zimtfarbenem Teint zu den weißen Zähnen und an etwas in seinen Augen, das Linus nicht definieren kann, weil er zwar das Wort, nicht aber den Zustand kennt: Bitterkeit. Es verschwindet auch nicht, wenn Rakesh lächelt. Linus wird so etwas niemals bekommen, auch in hundert Jahren nicht, davon ist er überzeugt. Er lacht über Rakeshs Bemerkung, verblüfft, dass man es auch so betrachten kann. „Weißt du denn, was der Satz, den ich dir gerade gesagt habe, in Wirklichkeit bedeutet?“, fragt Rakesh. Jetzt bedeutet zehn Jahre älter zu sein in Linus' Augen jedenfalls fast so viel, wie auf einem anderen Kontinent zu leben oder einer ganz anderen Menschenart anzugehören. Wenn er abends beobachtet, wie Rakesh Sonja von hinten umarmt und manchmal, wenn sie ihn nicht bemerken, seine Hand unter ihren Rock gleiten lässt, ist er wieder sicher, dass er mit seiner Sicht der Dinge doch richtig liegt. So etwas kann er Rakesh aber nicht sagen, es wäre auch kaum eine passende Antwort. Also schüttelt Linus stumm den Kopf. „Sag es mir, wenn dir eine Antwort einfällt.“ Eigentlich hasst er es, wenn jemand die Lösung eines Rätsels kennt und nicht damit herausrückt.

Trotz Sonja ist Rakesh einsam hier, so etwas spürt Linus. Er sitzt zwar nicht mehr untätig in der Küche herum, stattdessen wandert er jetzt in der Wohnung umher, manchmal in sich gekehrt und zögernd, manchmal mit einem körperlichen Elan, der ohne Ziel verpufft. Wenn man ihn dabei ertappt, wird er verlegen. Am Küchentisch liegen Rakeshs Vokabelhefte. Sein Deutsch ist sehr gut, er macht kaum Fehler, nicht einmal bei den Artikeln und den Kasusendungen, nur die Betonung kriegt er noch nicht richtig hin. Wenn er länger ohne Unterbrechung spricht, klingt es ein bisschen monoton und zugleich hektisch, wie eine zu schnell sprechende Computerstimme, und man erkennt oft nicht, ob er etwas als Frage oder als Feststellung meint. Was ihm in die Finger kommt, liest er in erstaunlichem Tempo. Die Zeitungen türmen sich auf der Küchenbank, Linus darf nichts davon zum Altpapier bringen. Rakesh tut, als stände in jedem Käseblatt womöglich etwas Wichtiges, das er, der Fremde, auf gar keinen Fall übersehen dürfe. In so manchem ist er etwas sonderbar: Morgens spült er sich ewig den Mund und die Nase mit kaltem Wasser, er stellt sich mit verschränkten Armen an den Straßenrand und beobachtet die Umgebung, bis ihn Linus am Ärmel weiterzieht, er sitzt auch auf hölzernen Kaffeehausstühlen im Schneidersitz, und sein Lächeln ist manchmal wie eine Gummiband und kann sehr Verschiedenes bedeuten. Linus ist ziemlich gut im Lesen von Gesichtern, auch deshalb hat er mit Lehrern nie Probleme.

Rakesh ist eine kleine Herausforderung, doch Linus hat früh eine Vorliebe für Sonderlinge entwickelt. Als bewiese ihre Existenz, dass ein jeder einfach so sein könne, wie er nun einmal war. Wäre das nun das Paradies? Aber was ist mit denen, die nun einmal so waren, dass sie andere nicht in Ruhe lassen konnten? Rakesh ist vielleicht gar nicht sonderbar, nur einer, der das Pech hat, ein Fremder zu sein, der die Kälte nicht verträgt, und das Glück hat, zehn Jahre älter zu sein, so jedenfalls sieht es Linus.